

Kultur, Gesellschaft & Wissen

«Arbeiten ist eines der grössten Bedürfnisse von Menschen mit psychischen Problemen»

Verdoppelung der IV-Renten Immer mehr Menschen unter 25 Jahren beziehen eine Rente aufgrund von mentalen Problemen. Der Psychologe Niklas Baer ist überzeugt, dass es nicht mehr Erkrankte gibt – sondern einen Fehler im System.

Alice Britschgi

Die Anzahl junger Menschen unter 25 Jahren, die eine IV-Rente erhalten, nimmt stetig zu. Im Kanton Zürich waren es 2024 8 Prozent mehr als im Jahr zuvor. Seit 2015 hat sich die Anzahl verdoppelt. In vielen Fällen ist der Grund dafür eine psychische Erkrankung. Expertinnen gehen davon aus, dass die Zahlen im ganzen Land ähnlich aussehen.

Niklas Baer hat jahrelang zur Arbeitsintegration junger Menschen mit psychischen Problemen geforscht. Heute ist der Psychologe fachlicher Leiter bei Workmed, Zentrum Arbeit und psychische Gesundheit. Mit seinem Team prüft er, ob und wie IV-Kandidaten in den Arbeitsmarkt eingegliedert werden können.

Herr Baer, mehr und mehr Junge beziehen wegen psychischer Probleme eine IV-Rente. Wer sind diese Menschen?

Tendenziell sind es Junge, die schon in der Schule verhaltensauffällig waren und Leistungsprobleme hatten. Die Hälfte aller psychischen Störungen treten vor dem 15. Altersjahr in Erscheinung. Das hat also fast immer eine längere Geschichte. Viele haben schon früh familiäre Belastungen erlebt. Aktuelle Daten zu Ihrer Frage gibt es aber nicht. In einer Studie von 2015 für das Bundesamt für Sozialversicherungen konnten wir drei grosse Gruppen ausmachen: Junge mit verminderter Intelligenz, solche mit Schizophrenie und solche mit Persönlichkeitsstörungen.

Psychische Erkrankungen führen jedoch nicht zwangsläufig zu einer IV-Rente. Welche Kriterien sind entscheidend?

Genau. Für eine IV-Rente muss man erwerbsunfähig sein und es laut Prognose auch über längere Zeit bleiben. Nicht nur im Job, den man gerade ausübt, sondern in allen vergleichbaren Jobs.

Wie sieht das Leben von jungen Personen aus, die diese Kriterien erfüllen?

Oft ist es so, dass sie eine Lehre anfangen, sie dann aber abbrechen, weil es zu Leistungsproblemen oder Überforderungsgefühlen kommt.

Wie erklären Sie sich den enormen Anstieg der Zahlen? Nehmen psychische Erkrankungen bei Jungen zu?

Ich denke nicht, dass es mehr junge Menschen mit psychischen Problemen gibt als früher, sondern mehr Behandlungen. Das hat mit der Enttabuisierung von psychischen Erkrankungen zu tun und ist eigentlich ein Fortschritt. Laut der Schweizerischen Gesundheitsbefragung waren 2012 rund 5 Prozent der Bevölkerung aufgrund eines psychischen Problems in Behandlung, 2022 waren es schon etwa 8 Prozent. Bei den 15- bis 24-Jährigen hat sich der Anteil mehr als verdoppelt, auf 9 Prozent.



«Ideologie hilft hier nicht weiter»: Niklas Baer, hier an einer Veranstaltung im Jahr 2019. Foto: Nicole Pont

Daraus könnte man eigentlich den Schluss ziehen, dass es heute weniger Menschen geben müsste, die aufgrund von psychischen Problemen arbeitsunfähig sind. Wieso werden die Leute durch die Behandlungen nicht belastbarer?

Diese Frage beschäftigt mich schon lange. Die Behandlungen sind eine gute Sache, aber sie haben einen zu geringen Effekt auf die Arbeitsfähigkeit. Hinzu kommt: Je mehr Personen in Behandlung sind, desto mehr können grundsätzlich krankgeschrieben werden. Und wer lange krankgeschrieben ist, wird automatisch bei der IV angemeldet. Das führt wohl dazu, dass letztlich mehr Leute berentet werden. Der gesellschaftliche Fortschritt in Bezug auf psychische Erkrankungen hat also einen ungunstigen Nebeneffekt.

Was müsste sich ändern? Damit die Behandlungen die Arbeitsfähigkeit verbessern, braucht es meiner Meinung nach mehr Kontakt zwischen den Therapeuten und den Berufsbildenden. Sie müssten zusammensetzen und schauen, wie ihre Klienten die Lehre schaffen können.

Jetzt könnte man sagen, das sei ein sehr kapitalistischer Gedanke. Arbeit ist nicht das Wichtigste im Leben, sondern dass es den Leuten gut geht. Ideologie hilft hier nicht weiter. Zu arbeiten ist eines der grössten Bedürfnisse von Menschen mit psychischen Problemen. Das müssen wir ernst nehmen. Zum einen bedeutet Arbeit, sich auch mal etwas leisten zu können. Zum anderen verbessert sie den Selbstwert, bringt soziale Kontakte und eine Tagesstruktur. Viele psychisch erkrankte Menschen leiden unter dem Gefühl, der Ge-

sellschaft nichts zu «nützen». Das kann man blöd finden, aber Arbeit ist oft eben auch sinnstiftend.

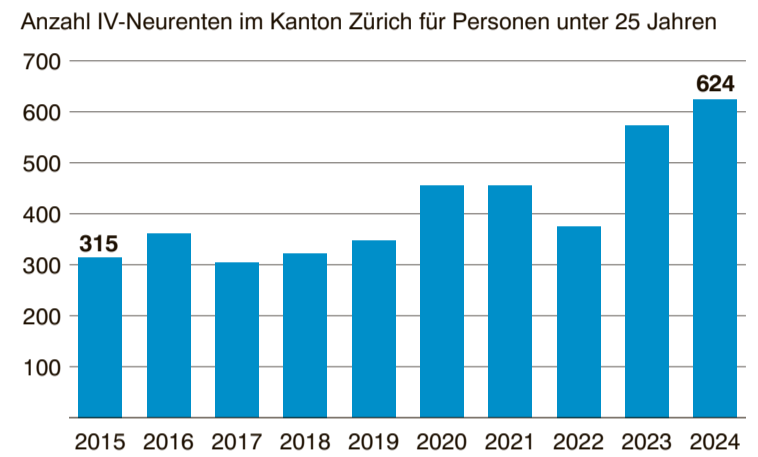
Sehen Sie in der fehlenden Zusammenarbeit von Therapie und Berufsbildung den alleinigen Grund für den Anstieg der Zahlen?

Nein, das ist vielschichtig. Eine weitere Hypothese ist die zunehmende Pathologisierung von Alltagsproblemen.

Inwiefern?

Kürzlich haben wir für die Swica rund 2000 Akten von krankgeschriebenen Personen untersucht, die meisten waren aus psychischen Gründen krankgeschrieben. Fast 60 Prozent der Absenzen wurden durch Arbeitsplatzkonflikte ausgelöst. Die Betroffenen gehen zum Arzt und werden krankgeschrieben. Die mittlere Dauer von Arbeitsunfähigkeit aus psychischen Gründen beträgt

IV-Neurenten für junge Erwachsene stark angestiegen



Grafik: mrue / Quelle: SVA Zürich

fünf Monate. Die Hälfte all dieser Personen verlieren im Rahmen der Krankschreibung ihre Stelle. Da frage ich mich schon: Schützen wir unsere Patienten so wirklich? Oder sollten wir sie nicht eher wenn immer möglich ermutigen, trotzdem zur Arbeit zu gehen und die Konflikte zu lösen?

Haben Konflikte am Arbeitsplatz zugenommen?

Nein. Auch hier mache ich eher den Umgang damit verantwortlich. Das klingt jetzt vielleicht klischiert, aber vor 30, 40 Jahren hat man sich auch aufgeregt über den Kollegen, aber dann musste man doch arbeiten gehen. Heute geht man zum Psychologen. Aber ich nehme auch die Unternehmen in die Pflicht. Chefs scheuen sich oft davor, Konflikte präventiv oder frühzeitig anzupacken.

Welche Rolle spielen die Eltern von Jungen mit psychischen Problemen bei den steigenden Zahlen?

Wir sollten den Kindern manchmal mehr zutrauen und ihnen vorleben, wie man Herausforderungen bewältigt. Man hört heute vermehrt Sätze wie «Er schreibt so schlecht, weil er es halt nicht anders kann». Aber vielleicht könnte man es doch mit ihm üben? Schon hier finden Mini-Pathologisierungen statt.

Stimmen Sie also der These zu, dass die heutige Gesellschaft verwehlicht ist?

Nein, ich glaube nicht, dass die Jungen heute weniger resilient sind als früher. Sie tragen auch nicht die Hauptverantwortung für die steigenden IV-Renten. Die Enttabuisierung von psychischen Problemen ist ein gesamtgesellschaftlicher Wandel – und im Grundsatz positiv. Nur gewisse Schlussfolgerungen sind falsch. Auch deutliche psychische Beschwerden bedeuten nicht, dass man nicht arbeiten kann. Manchmal dauert es nur länger, bis man lernt, einen Umgang damit zu finden. Die meisten Personen mit psychischen Erkrankungen sind im Arbeitsmarkt und machen einen guten Job.

Kommen wir auf das System IV zu sprechen. Martin Schilt, Leiter der IV-Stelle Kanton Zürich, sagte unlängst, für

Junge seien die Renten eine Einbahnstrasse. Stimmt das?

Dem stimme ich zu. Man gewöhnt sich an die IV-Rente, an weniger Anforderungen, weniger Aktivitäten. Der Schritt zurück in die Arbeitswelt wird dann immer beängstigender. Ich persönlich halte nichts von Renten für unter 30-Jährige – aber viel von Aktivierungsmassnahmen.

Wieso?

Es ist ein Fehlschluss, zu denken, dass man sich mit einer Rente erholen könne und so wieder fit werde. Wenn man nichts macht, wird man auch nicht fitter. Renten signalisieren, dass man diesen jungen Menschen die Arbeitswelt nicht zutraut.

Was gäbe es für Alternativen?

Die Rentenperspektive müsste in den Hintergrund rücken und das System mehr auf Eingliederungsmassnahmen setzen. Gerade bei Jungen braucht es eine fundierte Analyse der Arbeitsprobleme und Potenziale mit allen Beteiligten. Misserfolge und vorübergehende Rückschritte müssen möglich sein. Natürlich müsste es aber definierte Ausnahmen geben für jene, bei denen schon mit 18 Jahren absehbar ist, dass sie nie im ersten Arbeitsmarkt tätig sein können.

Zum Schluss noch mal zurück zum Anfang: Wieso sind Sie sich so sicher, dass es heute nicht mehr Junge mit psychischen Erkrankungen gibt? Die Welt hat sich schliesslich verändert.

Ich finde diesen Geschichtspessimismus nicht hilfreich. Was ist denn heute schlimmer? Die Individualisierung? Die Digitalisierung? Dass man nicht mehr in Grossfamilien lebt? Es heisst, die Leute seien überfordert, weil sie so viele Optionen hätten. Aber war es früher wirklich besser, als der Vater zur Tochter sagte: «Du musst keine Ausbildung machen, du heiratest ja sowieso»? Am Arbeitsplatz ging es autoritärer zu und her, und mit psychischen Problemen war man allein. Heute gibt es Gesundheitsmanagements, und kein Land hat ein solch ausgebautes psychotherapeutisches Versorgungssystem wie die Schweiz. Das sind doch alles Fortschritte. Es gibt keinen Grund für Resignation.